

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899

16 (19.1.1899) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 16



Nr. 16.

Karlsruhe, Donnerstag den 19. Januar

1899

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist unterjagt.

Frühlingsstürme.

16

Roman von Nataly von Eschtrütz.

(Nachdruck verboten.)

„Und das Resultat der Untersuchung?“ — Josef hatte sich abermals erhoben und stützte sich mit beiden Händen schwer auf die Tischplatte, heiße Röte trat auf seine erst so farblosen Wangen.

„Nun, es ist gekommen, wie ich gleich fürchtete, und wie auch Du besorgtest.“ seufzte Klaus tief auf. „Der grelle Klimawechsel um diese Jahreszeit, — von dem warmen Raum hierher in den nordischen rauhen Vorfrühlung voll Schneesturm und Hagelschauer — es war ja garnicht anders möglich, als daß eine Parforcecours die arme, elende Mutter krank machen mußte! Bedenke — sie ist seit Jahren keinen norddeutschen Winter mehr gewöhnt!“

„Und Linden konstatierte . . .?“

„Einen Lungenentzündungskatarrh, für welchen sofort etwas gethan werden müsse. Mama soll nach Kairo oder Italien zurück, so schnell wie möglich. Für ihren Gemüthszustand und ihre Nerven sei es auch dringend erforderlich, daß sie aus den unglücklichen Verhältnissen hier herauskomme!“

„Weiß Mama von dieser Forderung?“

„Ja, Linden sagte es ihr.“

„Und sie?“

„Schien völlig einverstanden. Sie will heute abend das Nähere mit Dir besprechen.“

Josef schlug die bebenden Hände vor das Antlitz.

„Sie geht gern?“

„Ja, sie jagte, sie empfände es selber, daß sie hier zu Grunde gehe!“

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Nur die Uhr tickte wie ein müder Herzschlag von dem Kamin herüber.

Josef fühlte, wie seine Knie zitterten.

Wovon soll der kostspielige Aufenthalt der Mutter bestritten werden? — Die Renten von Lichtenhagen ermöglichen es, — sie einzig und allein. Nun giebt es keine Wahl mehr für ihn, nun steht die furchtbare Nothwendigkeit zum zweitenmale im Leben vor ihm, — grausam, unerbittlich seine Hände bindend, ihn knebelnd mit dem grausamen Worte: Du mußt!

Er darf das Leben der Mutter nicht opfern um der stolzen Ehre willen!

Er muß auch diesmal sein höchstes, ureigenes Empfinden der Sohnespflicht opfern. Und gleichsam wie ein Echo seines gemarterten Herzens klingt die Stimme des Bruders neben ihm: „Schon darum mußt Du Lichtenhagen behalten! Laß die Leute reden, was sie wollen, — Leben und Gesundheit der Mutter gehen vor!“

Laß die Leute reden!

Josef wühlte wie ein Verzweifelter die Spinde in das Gaar. Was werden sie reden. Steinigen werden sie den ge-

wissenlosen, ehelosen Mann, welcher voll Habgier seine Schätze aus dem Schiffbruch rettet, welcher anderen unglücklichen Menschen den letzten Heller nimmt. — Ist solch ein Bewußtsein zu ertragen? — Verflucht soll jeder Groschen sein, welchen Josef Lorisdorff von diesen Gutsrenten für sich und seine Person verbraucht. Mag die Welt seine Ehre brandmarken, vor sich selber und seinem Gewissen will er rein und makellos dastehen, — nicht der Egoismus, nicht die Geldgier lassen ihn die Hände über Lichtenhagen breiten, sondern die Verzweiflung, welche den Sohn nicht zum Mörder der Mutter werden lassen will.

Der Klang einer Schelle läßt ihn aus seinen Gedanken aufschrecken.

„Mama scheint allein zu sein. Ich gehe zu ihr, Klaus. Bitte, sieh dieses Verzeichnis noch einmal durch, es sind die Kunstschätze aus Pappas Sammlung, ihre Auktion muß auch noch einen bedeutenden Ertrag bringen.“

Josef wandte sich und schritt zur Thür, an das Krankenbett der Mutter zu eilen.

Ines blickte ihm mit tief umschatteten Augen entgegen.

„Bist Du endlich wieder aus der Stadt zurück, mein Herzsohn?“ — fragte sie mit leiser, klangloser Stimme: „Ich habe voll Sehnsucht auf Dich gewartet. Ist schon über den Verkauf dieses Hauses bestimmt?“

Josef küßte zärtlich die weißen, durchsichtig zarten Hände. „Ja, Mamachen, die Angelegenheit konnte glücklicherweise unter der Hand geregelt werden! Das Grundstück wird von dem Ministerium angekauft, und das Haus zum Museum für Völkerkunde eingerichtet.“

„Wann müssen wir es räumen?“

„Vor dem ersten April keinesfalls, und solltest Du alsdann noch zu krank sein, wird leicht eine Verlängerung unseres Aufenthaltes zu bewirken sein!“

Ines lächelte matt. „Bis zum April? Ich glaube nicht, daß ich diesen Monat noch erleben werde, wenn ich hier bleibe. Linden will mich so schnell wie möglich nach Kairo zurückschicken.“

Josef nickte schweigend.

„Und ich selber habe das Bedürfnis, aus diesen morden den Verhältnissen hier herauszukommen! Ich werde morgen versuchen aufzustehen.“

„Ich beschwöre Dich — übereile es nicht! — Sei vorsichtig!“

„Gewiß, darling, — Linden soll bestimmen. Aber vorher möchte ich noch einiges mit Dir besprechen.“ Sie hustete kurz auf und fuhr leiser fort: „Klaus sagt, daß Lichtenhagen Dir erhalten bleibt?“

Josef senkte das Haupt tief zur Brust, er antwortete nicht gleich, denn Klaus betrat soeben auch das Zimmer und nahm zu Füßen des Krankenlagers Platz.

„Von Gerichtswegen kann mir die Herrschaft nicht streitig gemacht werden,“ stüsterte Josef tonlos, „und wenn es sein muß, so werde ich sie behalten.“

„Denke Dir, Mama, er hatte die sehr edle, aber höchst ungerechtfertigte und unpraktische Absicht, das Gut zu der Konfirmationsschulden zu lassen! Gott sei Dank hat er aber eingesehen, daß die Renten für Deinen Lebensunterhalt absolut unentbehrlich sind!“

Jnes blickte mit großen Augen auf. „Du wolltest, Josef? Alles opfern . . .? O, das gleicht Deinem edeln, großen Herzen, Du braver Mensch!“

In den Augen des jungen Torisdorff leuchtete es momentan wie ein Funken der Hoffnung auf.

„Nicht wahr, Mütterchen, Du gibst mir Recht darin!“ flammelte er heiß erglühend.

Jnes streichelte seine Hände, — sie starrte einen Augenblick gerade aus, wie in tiefem Sinnen, dann fragte sie leise: „Sag auf Dein Ehrenwort, Josef, Du würdest unser altes Familiengut hingeben, wenn — wenn ich nicht mehr lebte . . . oder doch nicht krank wäre?“

Josef zuckte zusammen. „Mutter!“
„Sage es ehrlich, mein Sohn, Du behältst es nur um meinetwillen?“

„Ja, Mama!“ warf Klaus heftig ein, „um Dich vor Mangel und Not zu schützen! Das sagte er mir soeben selbst, und, bei Gott, dies ist seine erste und heiligste Pflicht! Er nützt durch den Verkauf des Gutes niemand, aber er schadet seiner armen Mutter an Leib und Leben!“

Und wieder blickte Jnes ruhig, wie ernst erwägend, vor sich hin, während Josef sein Antlitz auf ihre Hand presste. Ein seltsamer Ausdruck lag auf dem Antlitz der Kranken, Genugthuung und eine beinahe starre Entschlossenheit.

„Ich danke Dir, Josef, daß Du mir das Opfer bringst!“ sagte sie dann schnell und leise, „ein Opfer, welches ich dankbar annehme; es ist so bitter hart, hilflos zu leiden. Außerdem brauchst Du Dir keine Strupel zu machen. Lichtenhagen ist ein Geschenk Deines Vaters, und ebensowenig, wie wir verpflichtet sind, jeden Bissen, welchen wir seit Jahren hier im Haus gegessen, jede Gabe, mit welcher uns Papa während der sieben Jahre erfreute, jetzt zurückzahlen, ebensowenig kann man von uns verlangen, daß wir unsere privaten Ersparnisse, respektive die Geschenke, welche wir erhielten, zurückzahlen. So wie die Verhältnisse liegen, müssen wir mit jedem Pfennig rechnen. Die Großmut und der Edelsinn sind schnell bereit, sich zu Bettlern zu machen, aber ein Leben voll bitterster Not und Entsetzen schiebt gar langsam dahin, und darum muß man die Generosität auch nicht übertreiben. Mein lieber Klaus, hast Du eigentlich schon darüber nachgedacht, wie sich Deine Zukunft gestalten wird?“

Sterley senkte den blonden Lockenkopf einen Augenblick zur Brust, dann hob er ihn frisch und wohlgemut in den Nacken und lächelte: „Um mich Sorge Dich nicht, Mama! Ich bleibe der Kunst treu und werde mich schon durchschlagen! Ich habe an illustrierte Witzblätter ja schon früher manch kleine Skizzen geliefert aus Freundschaft, weil ich die Redakteure kannte, nun werde ich für Geld solche Beiträge arbeiten und außerdem die Bilder, welche ich fertig malte, zum Verkauf ausstellen! Mit gutem Mut und Lust und Liebe zur Arbeit kommt man schon durch die Welt, und ich denke und hoffe, daß das Glück noch nicht das letzte Wort mit mir gesprochen hat und einen braven Kerl nicht im Stiche läßt!“

Josef hatte sich erhoben und legte voll inniger Herzlichkeit den Arm um den Sprecher.

„Halt, Klaus! Nicht die Rechnung ohne den Wirt gemacht!“ sagte er mit müdem Lächeln und einem vergeblichen Versuch, zu scherzen: „Wenn ich Euch den Willen thue und Lichtenhagen behalte, so stelle ich auch meine Bedingungen. Diese Stunde ist schwer, bitter schmer für mich, und dennoch trägt auch sie ihren Segen in sich, sie giebt mir die Möglichkeit, dem lieben seligen Vater und Dir all die Liebe und selbstlose Güte zu danken, mit welcher Ihr mein und Mutter's Leben so reich gemacht! Das erste Jahr nach dem Examen, welches Vater mich in Deiner Begleitung auf Reisen verleben ließ, dann die Studienjahre, welche er mir in freigiebiger Weise ermöglichte, haben mich zeit lebens zu seinem Schuldner gemacht. Nun kann ich Gottlob sagen: „Wie Du mir, so ich Dir“, und was er gutes an mir gethan, das kann und will ich nun an seinem Sohn vergelten!“

Dein schönes, ideales Talent darf nicht in dem Kampf um das tägliche Brot untergehen, Klaus! Noch ein paar Jahre ernstes Studiums, ohne Sorge, ohne Not, werden Deine Kunst zur Meisterschaft reifen lassen, und dazu werden die Renten von Lichtenhagen ihre Schuldigkeit thun! Was mein ist, das ist auch Dein, mein Bruder, und wenn Mutter und Du sich in die Revenuen teilen, so könnt Ihr ohne alle Entbehrungen, frei und glücklich leben!“

„Josef, mein Josef!“ Klaus umschlang den Stiefbruder mit beiden Armen und küßte ihn voll tiefster Ergriffenheit: „Wenn Du dieses Opfer für mich bringen wolltest, mir nur noch ein paar Jahre fortzuhelfen, daß ich Stunden nehmen und die nötigen Reisen machen, daß ich als freier, ungebundener Künstler meine Studien vollenden kann, o Josef, ich würde es voll herzlich Dankes annehmen und es Dir, so Gott will, einst beweisen, daß Du Deine Güte an feinen Unwürdigen verschwendet hast!“ Josef legte die Hand auf die Lippen des Sprechers. „Keinen Dank, Klaus! es ist Deines Vaters Geld, welches Du verzehren wirst, ich verwalte es ja nur für Dich!“

Jnes nickte ihm mit leuchtenden Augen zu und reichte ihm die Hand entgegen. „Das erwartete ich von Dir, mein Sohn!“ lächelte sie, „und ich weiß, daß dies Geld, welches Du als Schuld empfindest, weil Du es nicht als Tropfen im Meer untergehen lassen willst, doch seinen reichen Segen bringt!“

Klaus hob plötzlich den Kopf. „Du sprichst nur von Mutter und mir, welche sich in die Rente teilen sollen, Josef, — und Du? — was wird aus Dir?“

„Er studiert weiter! — selbstverständlich!“
„Nein, Mutter, das glaube ich nicht. Noch bin ich mir nicht völlig klar über meine Zukunft, aber ich werde den rechten und einzigen Weg finden, welchen ich gehen muß, um Ruhe, Frieden und Glück zu finden. Ich hoffe Dir bald das Resultat meiner Erwägungen mitteilen zu können. Und nun, gute Nacht, Du herzliche, beste Mutter! Lina bringt Dein Abendbrot, und es ist Zeit für Dich, zu ruhen!“

Jnes faßte seine Hände und blickte ihm tief in das blasse, schmerzgefurchte Antlitz. „Josef!“ — flüsterte sie leise, wie in banger Frage.

Da neigte er sich und küßte zärtlich ihr Antlitz unter dem ergrauten Haar. Seine Hand umschloß in festem Druck die ihre: „Schlaf ruhig, Mutter!“ lächelte er, „schlaf sanft und süß!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Ahornbaum.

(Sage.)

An dem Fuß des tannendunkeln Fremersberg's ragte mächtig Einst ein Schloß; der Sonne Funkeln Spielte um die Quadern prächtig. „Altenburg“ ward es geheizen; Doch es fiel der Zeit zum Raube. Heute geht des Pfluges Eisen Dort, und golden schwillt die Traube.

Zwischen der zerfall'nen Mauer Schritt dereinst beim rosenhellen Abendchein ein junger Bauer. Einen Ahorn wollt' er fällen. Schwang das Beil zu scharfem Schlage; Doch der Baum blieb ohne Wunde.

^{*)} Berg zwischen dem Orte Singheim und Baden-Baden.

^{**)} Im Mittelalter eine Burg östlich von Singheim mit gleichnamigem Geschlecht, das zur Zeit des 30jährigen Krieges mit Kaspar von Altenburg ausstarb.

Horch! Da rauscht's im Blütenhage Und ein Weib ersehnt zur Stunde.

Und es sprach voll tiefer Trauer: „Was willst aus dem Holz du spalten?“ „Tisch und Stühle,“ sprach der Bauer, „Denn ich will bald Hochzeit halten.“ „Keines Menschen Hand wird fällen Diesen Baum,“ sprach sie voll Würde. Dieser Stamm wird erst zerschellen, Wenn ihn meine Hand berührt.

Doch, wenn du versprichst, zu fügen Eine Wiege aus dem Baume Und dein Kindlein drinn zu wiegen In dem ersten Lebensraume, Sei er Dein! — Nach kurzem Streiche Klafften nun des Baumes Wunden. Bald lag traktlos, eine Leiche, Er. — Das Weib, es war verschwunden.

Ueber's Jahr im Haus des Bauern War die Freude eingelehret; Denn sein Weib in wehen Schauern Hatte ihm ein Kind beschert.

Und mit liebevollem Blicke Rahm er's sorglich auf die Arme, Trug es in die Ahornwiege, Daß es sicher drinn erwarme.

Und das Knäblein wuchs. — Vom Schlosse Kam das bleiche Weib einst wieder, Und ihr Aug', das strahlendgroße, Sah zum Kindlein segnend nieder. Summte tief geheime Weise; Gab der Mutter, der erstauerten, Einen dürr'n Zweig, und leise Ihre bleichen Lippen raunten:

Merke, wenn auf dieser Erde Schätze Lenge sind vergangen, Sei mit froher Dankgebärde Du dem Söhnelein hast empfangen, Nehm es dieses Zweiglein schnelle, Lauch es in die Wasserwoogen, Bis es ringsum lüftenhelle Ist von jungem Grün umzogen.

Wenn's dann drauß im Osten taget, Geh es mit dem Zweig, dem linden,

Hier zum Turm, der schweigend raget
Trotzig dort in Waldesgründen.
Rühr mit bittenden Gebärden
An das dunkle Thor behende,
Und dein Sohn wird glücklich werden.
Und dein Leiden nimmt ein Ende." —

Jahr an Jahr im Zeitenstürme
Waren rasch dahingegangen,
Als der Knabe schritt zum Turme
Bei des Leuzes lichten Prangen.
Rührte mit gelindem Worte
An das alternde Gemäuer,
Und aus dunkler Turmespforte
Tritt die Frau in weissem Schleier.

Sprach: „Gib Dank, o lieber Knabe!
Längst ist schon mein Leib zerfallen,
Doch der Geist muß fern dem Grabe
Noch auf Erden ruhelos wallen
Für begang'ne Schuld. — Einst blühte
Auch mein Leib in frischer Jugend,
Und mein heißes Herz erglühete
Für die Ehre, für die Jugend.

Und in wonnenvollem Lausche
Gab ich selig einem andern;
Doch nach kurzem Liebesrausche
Wußte ich verlassen wandern.

Auch der Falsche fiel im Streite
Und sein Hellschloß verbrannte,
Und sein Weib in wehem Leide
Irrte flüchtig durch die Lande.

Kam auch eines Abends späte
Mit dem Kindelein auf den Armen
Auf die Burg, und innig flehte
Sie um Liebe und Erbarmen.
Doch ich höhn' in wüdem Hasse
Noch das arme Weib mit Grollen,
Rief es werfen auf die Gasse
Mit dem Kind, dem unschuldsvollen.

Da — in wahnwitzvollem Grimme
Gob das Weib die Hand zum Fluche.
Weißhin gellte ihre Stimme
Wie zu bösem Janberpruche:
„Weil du fremdes Glück verachtest
Und verhöhnt mein heißes Fiechen,
Wirst wie ich, die du verlastest,
Glücklos du durchs Leben gehen.

Deines Schloßes Rösche Hallen
Werden glühn im Brande helle,
Und dein armer Geist wird wallen
Nüchgelagt an dieser Stelle,
Bis aus jenem Thronstrauche
Sich läßt zimmern eine Wiege,

Drum mit lebenswarmem Hauche
Sich ein Kindelein woflig schützte.

Dies wird dich vom Fluch erlösen,
Leinen Geist zur Ruhe betten.
Doch, ich scheide von der heißen
Welt; der Tod nur kann mich retten.“
Sprach's und schloß ans Mutterherz
Weich ihr Kind mit irren Blicken,
Stürzte sich in wehem Schmerze
In das Wasser von der Brücke.

Dort wo leis die milde Waise
Bist im lauen Morgenmunde,
Auch die arme, himmlische
Mutter mit dem zarten Kinde.
Pflanze auf ihr Grab ein weißes
Kreuz, und schiel zum Sternensichone.
Still ein Stüßel, ein Gefäß!
Und manch Glück werd dir zum Lohn.“

Wie ein Traum auf weichen Hügel,
Und geschwinde wie die Welle
Schieb die Frau. — Von stolzen Hügel
Glänzte bald ein Kreuzlein helle.
Leuchtend aus der Felsung Trümmer
Sah man's hoch zum Himmel streben. —
Und von heil'gem Glückesichimmer
War verklärt des Knaben Leben.

H. D. Wette.

Verchiedenes.

Des Wunderknaben Glück und Ende. Berliner Blätter berichten: Auf eigene Weise ist Marich Sch., der erst 16jährige Sohn eines Geschäftsinhabers im Noienbaler Viertel, um den Verstand gekommen. Der junge Mensch hatte schon in frühesten Jugend dichterische Anlagen gezeigt. Bereits mit 10 Jahren versuchte sich der Knabe in poetischen Schilderungen und Erzählungen, die allerdings auch eine starke Begabung verrieten. Mit 14 Jahren war Sch. „Mitarbeiter“ einiger Zeitschriften, denen er Beiträge in Vers und Prosa lieferte, ohne daß die Blätter von dem Alter des Einsenders eine Ahnung gehabt hätten. Sein früher „Ruhm“ stieg dem jungen Mann zu Kopfe, zumal die Angehörigen und Bekannten des Wunderknaben sich in Lobeserhebungen und Ausdrücken der Bewunderung garricht genugthun konnten. Der Frühreife, durch diese Anerkennung angepörrt, wagte sich an immer höhere Aufgaben. Er schrieb nach berühmten Mustern eine Art modernen Märchendramas „Der Venus Basallen“ (1), das zwar im Kreise seiner Intimen ungetheilten Beifall fand, aber von den Theaterdirektionen unarmherzig zurückgewiesen, hier und da sogar mit boshaften Bemerkungen begleitet wurde. Diesen Umstand nahm sich der arme Poet so sehr zu Herzen, daß er in Schwermut verfiel und ganz apathisch wurde, bis eines Tages der offene Wahnsinn bei dem jungen Manne zum Ausbruch kam. Glücklicherweise ist bei dem Unglücklichen, der in einer Nervenklinik untergebracht wurde, nach dem Ausspruch der Aerzte, die Hoffnung auf Genesung noch nicht ausgeschlossen.

Ein Sonderling. Leipzig, 10. Jan. Im letzten Herbst starb hier in Leipzig ein Mann, der wegen seiner Eigentümlichkeiten weit bekannt war, der Rentier Ritter, russischer Unterthan. Er liebte es, in den abgetragenen Kleidern — gute Bekleidungsstücke — sich in die elegantesten Cafés und Restaurants zu setzen, dort vielleicht eine Tasse Thee oder Kaffee zu bestellen und dann mit einem Zwanzigmarkstück zu bezahlen, auf das er vom Kellner sich nichts herausgeben ließ. Nach seinem Tode nahm das russische Konsulat den Nachlaß für die Erben in seine Obhut. In dem Zimmer eines hiesigen Hotels, in dem der Verstorbene lange Jahre gewohnt hatte, fanden sich zwar allerhand alte Sachen, aber kein bares Geld oder Staatspapiere, abgesehen von Depositscheinen von Banken in Frankfurt, Berlin und Petersburg. Nun war es aber bekannt, daß der Verstorbene die Gewohnheit gehabt hatte, einen großen Teil seines Vermögens stets in Wertpapieren bei sich zu tragen und nach deren Verbleib begannen jetzt die Nachforschungen. Man erfuhr, daß Ritter mit der Familie des Russikers Dürre am Thüringer Bahnhof sehr befreundet gewesen war und dieser war auch im Besitz eines Koffers mit Wertpapieren, die er nach seiner Angabe von Ritter zum Geschenk bekommen hat. Bei der Prüfung des Inhaltes der Kassette stellte es sich heraus, daß die Papiere einen Wert von einer halben Million Mark repräsentierten. Das Konsulat hat diese Summe mit Beschlag belegt und wird sie auf die Dauer von acht Monaten verwahren, während welcher Zeit Dürre den unanfechtbaren Beweis für die erfolgte Schenkung erbringen muß. Kann er das nicht, dann wird das Geld mit den übrigen Hinterlassenschaften an die rechtmäßigen Erben ausgeteilt werden.

Katharina v. Bora. Am Sonntag über 8 Tage wird man den 400. Geburtstag Katharinas v. Bora, der ehemaligen Nonne vom Kloster Nimbschen und späteren Gemahlin Luthers, feiern können, denn am 29. Januar 1499 wurde sie als Tochter des Hans v. Bora und dessen Gemahlin Katharina v. Haubitz in Lippendorf b. Kirisch, in der Nähe von Borna, geboren. Ueber ihren Geburts-

ort herrschte bis vor wenigen Jahren noch Unklarheit. Erst der Nachforschung Dr. Wehls aus Berlin im Dresdener Hauptstaatsarchiv ist es gelungen, aus 3 daselbst aufgefundenen Urkunden Lippendorf als Geburtsort Katharinas festzustellen. In Torgau, wo die Gattin Luthers am 20. Dezember 1552 starb, haben die städtischen Behörden beschlossen, der dortigen Mädchenschule den Namen Katharina v. Bora-Schule zu geben und den Geburtstag feierlich zu begehen. Das gleiche wird in Lippendorf geschehen.

Kostspieliges Finnen. Heutzutage dürfte die Bemerkung Salomos, daß Purpur und köstliches Leinen eine Tracht für Könige sei, ebenso angebracht erscheinen, wie zur Zeit des weissesten aller orientalischen Herrscher. In Anbetracht der ebenso mühsamen wie kunstvollen Arbeit, die gegenwärtig auf jede Art von Leinwand verschwendet wird, kann dieses Gewebe jetzt unendlich viel teurer sein, als die schönste Seide. Wie aus Brüssel berichtet wird, suchen die reichen Belgierinnen sich gegenseitig darin zu überbieten, wahre Wunderwerke von Leinwandweberei in Form von Tafelgeschürzen, Kissenbezügen, Paradehandtüchern, Bettdecken und Tafelzeug in ihren Besitz zu bringen. Die feine Leinwand wird von geschickten Händen durch Ausziehen der Fäden und das Besticken des zu den reizendsten Mustern geordneten zurückbleibenden Gerippes in den düftigsten Spitzenstoff verwandelt. Tafelgeschürze zu 24—36 Personen werden in ihrer ganzen Länge und Breite mit dieser mühseligen Arbeit ausgestattet, und auf einer Unterlage von zartfarbigem oder scharlachrotem Atlas nehmen sie sich in einem eleganten Speisesaal außerordentlich prächtig aus. Die Tafeldekorationen dürfen dann nur aus wenigen schlanken Blumenvasen bestehen, um so unter affektierter äußerer Einfachheit die größte Verschwendung zu verdecken. Ein solches Tischstück dürfte nämlich nicht für weniger als 1—3000 Fres. zu haben sein, welcher Preis unjomehr ins Gewicht fällt, als der spinnwebfeine Spitzenstoff sehr unhaltbar ist und schon nach der ersten Wäsche seine exquisite Schönheit einbüßt, da die Muster sich verziehen, die einzelnen Fäden zusammenleben und sehr bald reißen. Selbst das künstliche Netzen hat bei wirklich feiner Durchbrucharbeit nicht gerade das beste Resultat. Jede Hausfrau, die in der beneidenswerten Lage ist, ihren Tisch mit einem so unpraktischen Kunstwerk zu bedecken, beobachtet daher mit ängstlicher Sorge die Bewegungen ihrer Gäste, und wehe dem Unglücklichen, der das Witzgeschick hat, den Inhalt eines Glases Rotwein über das kostbare Tafelstück zu schütten. Er wird für alle Zeiten einen dicken schwarzen Strich neben seinem Namen finden, welcher auf der von der Dame des Hauses geführten Besucherliste prangt.

Revision des italienischen Adels. Vor kurzem wurde in Italien ein neues Amt, die „Consulta Araldica“ (Wappenamt) geschaffen, dessen Aufgabe es ist, die im Königreiche vorhandenen Adelsdiplome und Titel auf ihre Berechtigung zu prüfen und die Listen dann fortgesetzt auf dem Laufenden zu halten. Als dasselbe mit seiner Arbeit begann, fand es, daß in Italien, besonders im Gebiete der ehemaligen venetianischen Republik, viele Personen sich den Adel und Titel unberechtigt beilegen. Das Amt machte sich nun daran, eine Liste von den in Piemont, der Lombardei und Venetien ansässigen Adelsgeschlechtern zu entwerfen, die jetzt der Öffentlichkeit übergeben wurde. Eine solche Liste soll auch von den Adelsgeschlechtern in Mittel- und Unter-Italien zusammengestellt werden, und der Ministerpräsident Bellingh hat ein Rundschreiben an die Präfecten erlassen, in welchem er sie auffordert, genaue Daten über die in ihren Departements lebenden Adligen und Titel führenden Persönlichkeiten einzuschicken, damit die Revision des Verzeichnisses der „Consulta Araldica“ zur Verfügung stellen könne.

Der Name John Bull. Der Ursprung des Namens „John Bull“ für die englische Nation ist eine Frage, für die trotz vieler Versuche eine endgültige Lösung noch nicht gefunden ist. In dem soeben erschienenen „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“ wird nun den „Hamb. Nachr.“ zufolge eine neue Hypothese darüber aufgestellt, die viel für sich hat. Der Name „John Bull“ taucht zum erstenmal auf in der bekannten politischen Satire von Arbuthnot „Die Geschichte von John Bull“ aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Da eine frühere Quelle für den Namen nicht aufzufinden ist, so wird wahrscheinlich Arbuthnot selbst die Erfindung zuschreiben sein. Wie er dazu kam, läßt sich aber folgendermaßen erklären: Eine Hauptfigur der Satire ist „Nic. Frog“, der Frosch, der den Holländer darstellt. Daß Holland als eine Art von Sumpf mit vereinzelten trockenen Stellen und die Bewohner als amphibienartige Geschöpfe aufgefaßt werden, war namentlich in der französischen Literatur damals ganz gewöhnlich. Arbuthnot war mit dieser gut bekannt, hat also auch wahrscheinlich die Fabeln von Lafontaine gekannt, da sie auch im Ausland einen großen Erfolg hatten. Die 3. Fabel des 1. Buchs handelt nun von dem Frosch, der sich ebenso groß machen will wie der Dohle. Arbuthnot, der ja den Spitznamen „Frosch“ auf die Holländer anwandte, kann durch diese Wahl sehr wohl auf den Gedanken gebracht sein, den Namen „Dohle“, Bull, auf sein eigenes Volk anzuwenden, um das Größenverhältnis zwischen Holland und England zu charakterisieren. Bei der politischen Tendenz seiner Satire wäre diese Deutung wohl möglich.

Del auf die empörten Wellen gießen, ist namentlich in England eine sehr gangbare figurliche Redensart, die angewandt wird, wo es sich darum handelt, durch gütliches Zureden erregte Gemüter zu besänftigen. Am Dienstag hat man sich an der Küste überzeugen können, daß der Ausdruck auch im wirklichen Sinne stichhaltig ist. Bei dem heftigen Südweststurm am 10. Januar war der Kanal wieder, besonders an der englischen Küste, in solchem Aufruhr, daß an Beförderung der Mittagspost von Dover nach Calais nicht zu denken war und der Dampfer „Empress“ nach Folkestone gemiesen wurde, um Passagiere und Post nach Calais dort einzunehmen. Ganz in der Nähe der Küste war aber auch hier der Wellenschlag so unendlich, daß die „Empress“ nicht an die Landungsbrücke zu kommen wußte. Die Hafenbehörden waren in großer Verlegenheit, bis jemand halb im Scherz vorschlug, to pour oil on the troubled waters. Sofort wurden einige Gallonen Del herbeigeschafft und in die wild bewegte See gegossen. Die Wirkung war fast augenblicklich und sehr bemerkenswert. Die See wurde glatt und die „Empress“ konnte mit der größten Leichtigkeit herandampfen, an der Landungsbrücke anlegen und die zahlreichen Passagiere an Bord nehmen.

Beilchenwurzel. Zahnenden Kindern wird von besorgten Müttern nicht selten eine sog. Beilchenwurzel um den Hals gehängt, damit die kleinen Schreihälse darauf herumlaufen und so den Durchbruch der Zähne fördern. Mit dem wohlriechenden Beilchen hat diese Wurzel gar nichts zu thun, obwohl dies häufig des Geruchs wegen angenommen wird. Die Wurzeln des Beilchens enthalten kein ätherisches Öl, können also auch nicht duften; dieses kommt bloß der Blüte des Beilchens zu. Die sogenannte Beilchenwurzel erhält man von dem knolligen Wurzelstock der Florentinischen Schwertlilie (Iris florentina), eines Verwandten unserer blauen deutschen Schwertlilie. Die geschälte getrocknete Wurzel nimmt erst nach einiger Zeit den feinen Beilchengeruch an und kommt meist gemahlen als Pulver in den Handel. Der Name Beilchenwurzel ist entlehnt aus Beilwurzel. So wird die Feiswurzel vielfach in Volksmunde genannt. Auch heißt sie wohl Figen- oder Silgenwurz von dem Namen „blau Silgen“, den die Feisarten, wie die echten Silgen (Silgen oder Lilien), führten. In höchst humoristischer Weise plaudert über Beilchenwurzel der „Gartendoktor“ in der Zeitschrift: „Der praktische Ratgeber im Obst- und Gartenbau“.

Schadet Zucker den Zähnen? Ein Berliner Zahnarzt schreibt dem „B. Tgl.“: Dürfen unsere Kleinen ohne Nachteil Süßigkeiten essen? — So wird der Zahnarzt gar oft gefragt. Seine korrekte Antwort wird so lauten: Bei gut gepflegtem Munde hat Zucker auf die Zähne keinen schädigenden Einfluß. Werden dagegen zuckerhaltige Nahrungsmittel, die zwischen den Zähnen kleben bleiben, wie Marzipan, Honigtuchen u. s. w. genossen, so besteht die Gefahr, daß bei nachlässiger Mundpflege der Zucker leicht in saure Gärung übergeht. Diese greift allerdings den Schmelz der Zähne stark an, ganz besonders den der Milchzähne, weil diese in ihrer Struktur bei weitem schwächer sind, als die Zähne Erwachsener. Nichts desto weniger wäre es thöricht, dem Kinde den Zucker entziehen zu wollen, denn daß gerade Kinder Zucker und zuckerhaltige Speisen so gern zu sich nehmen, sollte uns ein Beweis sein, daß gerade der kindliche Organismus Zucker zu seiner Entwicklung nötig hat. „Deshalb löse man den Bann, der den Zucker in der Kindervwelt drückt. Die Zähne gefährdet er nicht, dem Magen bringt er Nutzen, wenn er nicht im Uebermaß genossen, Magensäure erzeugt.“ sagt der große Philologe Moleschott. Häufig wird auch gefragt, ob das Tabakrauchen für die Zähne nachteilig ist. Hieraus ist zu ant-

worten: Nicht nur nicht schädlich, sondern den Zähnen sogar zuträglich ist das Tabakrauchen. Es ist schon wiederholt nachgewiesen worden, daß das Tabakrauchen imstande ist, in der Mundhöhle lebende Mikroorganismen zu zerstören oder mindestens sie am Wachstum zu hindern. Da die kleinen Lebewesen aber zur Zerstörung der Zähne beitragen, so finden wir bei starken Rauchern meist nur wenig oder garnicht erkrankte Zähne. Zwar giebt der Niedererschlag aus dem Rauch den Zähnen eine häßliche Färbung, die aber leicht zu beseitigen ist. Tabakrauch schädigt also die Zähne nicht, höchstens reizt er Mund- und Rachen Schleimhaut, und auch das nicht stark, wenn nicht gar zu übermäßig und nicht ein gar zu erbärmliches Kraut geraucht wird.

Das afrikanische Zwergvolk. Ein junger Engländer, Mr. Albert B. Lloyd, hat vor kurzem von Toru im westlichen Uganda (nördlich vom Victoria-See) aus den großen Wald durchquert, den Stanley ausführlich beschrieben hat und der von einem seltsamen, mehrfach schon beschriebenen Zwergvolk bewohnt wird. Der Reisende schildert seine Begegnung mit den Zwergen folgendermaßen: Während der ersten zehn Tage, in denen wir durch Toru reisten, begegnete uns nichts Bemerkenswerthes. Ich erreichte die belgische Grenzstation Beni am 1. Oktober, und dann traten wir in den großen dunklen Wald. Zwanzig Tage lang reisten wir durch seine düstern Schatten. Ich sah eine große Menge von Zwergen, aber im ganzen genommen gingen sie mir so viel als möglich aus dem Wege. Auf einem kleinen Platze inmitten des Waldes, Solenga genannt, blieb ich stehen vor einem Dorf von wenigen Hütten, die von sogenannten Arabern bewohnt werden. Dorthin kam eine große Menge der Zwerge, mich zu sehen. Sie sagten mir, sie wären mir schon fünf Tage gefolgt und hätten durch die Bäume nach uns ausgespäht. Sie schienen sehr erschreckt zu sein, und wenn ich sie ansprach, bedeckten sie ihre Gesichter. Ich schlief in dem Dorf, und am Morgen erfuhr ich den Häuptling um die Erlaubnis, die Dorfgenossen zu fotografieren. Er brachte zehn oder fünfzehn von ihnen, und es gelang mir, eine Momentaufnahme zu machen. Ein Dauerbild gelang mir nicht, denn die Zwerge wollten nicht stillstehen. Unter großer Schwierigkeiten versuchte ich sie zu messen, und ich fand keinen unter ihnen, der eine größere Körperlänge als 1.20 m gehabt hätte. Alle waren voll entwickelt. Die Weiber waren etwas zarter als die Männer, aber sie waren ebenmäßig gebaut. Ich war erstaunt über ihre Stärke. Ihre Arme und Brüste waren so gut entwickelt wie bei gut gewachsenen Engländern. Die Männer haben lange Bärte an den Brustknöpfen, was ihnen ein seltsames Aussehen giebt. Sie sind sehr furchtbar und können einem nicht fest ins Antlitz sehen. Ihre Augen sind fortwährend in Bewegung wie bei Affen. Sie sind ganz intelligent. Ich hatte ein lautes Gespräch mit dem Häuptling, und er berichtete gut über die Ausdehnung des Waldes und die Zahl seiner Stammesgenossen. Ich fragte ihn mehrfach, was er von den Belgieren wüßte; aber diese Frage konnte er nicht beantworten. Bis auf einen dünnen Bastischurz waren Männer und Weiber ganz nackt. Sie waren bewaffnet mit Bogen und Pfeil, letztere mit einem tödlichen Gift versehen, und mit sehr schmalen Speeren. Sie sind Nomaden und verbergen sich nachts in schmalen Hütten von etwa 60 bis 90 cm Höhe. Sie geben niemals aus dem Walde heraus. Während der ganzen Zeit, die ich mit ihnen zusammen war, waren sie sehr freundlich.

Humoristisches.

Zeitungs humor. Im „Berliner Lokal-Anzeiger“ (Nr. 13) wird angezeigt: „Buchhalter oder Stadtreisender mit 0—8000 M. zur Vergrößerung nachweislich blühenden Fabrikgeschäftes gesucht. Sicherheit, Gehalt, Binsen. Eintritt sofort. Spätere Beteiligung, A. R. Post 73.“ Ein Kapital von 0000 M. kann nicht viel zur Vergrößerung des Geschäftes thun, freilich braucht es auch nicht zuzinsen zu werden. — Der „Bogtländische Anzeiger“ vom 6. Januar schreibt: „Der erste Münzschmelzofen in Berlin soll am 1. Februar in Betrieb gesetzt werden. Der Ofen, welcher über 2000 Gr. Hitze widersteht, soll täglich 1000 Ztr. Münzen beseitigen.“ Wenn der Ofen so fleißig arbeitet, dürften in kurzem sämtliche Münzen beseitigt sein. Dann braucht nur noch das Papiergeld nachgeworfen zu werden, und wir sind alle Geldlos. — Aus Benzingerode wird dem „Blankenburger Kreisblatt“ vom 4. Januar über den dort im Alter von 92 1/2 Jahren verstorbenen Rentier Christian Pfeiffer berichtet und u. a. gesagt: „Er nahm im Beginn unseres Jahrhunderts die Stellung eines Bankiers ein.“ Dann muß Pfeiffer schon sehr früh mit dem Geschäft angefangen haben. — In den „Bremer Nachrichten“ vom 8. Januar findet sich folgende Anzeige: „Miedl. Wohnung, Küche, Boden und Zubehör, für Brautleute passend, Hamburgerstraße 27.“ Brautleute sollen nicht zusammenziehen. (Aus dem Briefkasten des „Klabberadatsch“.)

Zweiterlei. Hausfrau (mit dem Dienstmädchen eine Base abstaubend, die dabei herunterfällt): „Himmel, dieses kostbare Stück kaput! . . . Jetzt weiß ich nicht, waren Sie so dumm, es hinab zu stoßen, oder hatte ich das Malheur?“

Verantwortlicher Redakteur: Otto Reuß in Karlsruhe

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Dirschstraße 6.